

Heinrich von Kleist
Die Hermannsschlacht
Drama mit einem Zwischenspiel von Lothar Trolle

Mainfrankentheater Würzburg, Premiere und Uraufführung des Zwischenspiels:
5. Mai 2012

Regie
Bühne und Kostüme
Dramaturgie

Stephan Suschke
Momme Röhrbein
Mona Becker

Die Germanen

Hermann, Fürst der Cherusker
Thusnelda, seine Gemahlin
Rinold und Adelhart, seine Kinder

Bernhard Stengele
Anne Diemer
Paul Breunig*, Camillo Fandrich*
Julian Lawrence Popp*, Anton Höfler*
Max De Nil
Philipp Reinheimer
Klaus Müller-Beck

Eginhardt, sein Rat
Luitgar, dessen Sohn
Marbod, Fürst der Sueven,
Verbündeter des Hermann
Attarin, sein Rat
Greis, ein Augenzeuge
Teuthold, ein Waffenschmied
Hally, dessen Tochter
Eine Alraune
Aristan, Fürst der Ubier,
Verbündeter des Varus
Fust, Fürst der Cimbern,
Verbündeter des Varus
Chor der germanischen Fürsten/
Chor Volk

Rainer Appel
Rainer Appel
Georg Zeies
Carolin Kipka a.G.
Issaka Zoungrana
Carolin Kipka a.G.

Robin Bohn

Georg Zeies, Max De Nil,
Rainer Appel, Robin Bohn, Carolin Kipka a.G., Klaus Müller-
Beck, Philipp Reinheimer, Issaka Zoungrana/Michael Apel**,
Hans-Martin Blank**, Franz-Peter Genser**, Siegfried Gressel**,
Felix Hemberger**, Volker Kauczok**, Johannes Kufner**,
Christoph Mansky**, Reinhold Stauder**, Lothar Wolz**
Rainer Appel, Robin Bohn, Max De Nil, Philipp Reinheimer,
Georg Zeies

Cheruskische Hauptleute & Volk

Die Römer

Quintilius Varus, römischer Feldherr
Ventidius, Legat von Rom
Septimius, römischer Anführer
Römische Feldherren und Soldaten

Maria Brendel
Kai Christian Moritz
Georg Zeies
Rainer Appel, Robin Bohn,
Klaus Müller-Beck,
Philipp Reinheimer, Georg Zeies

* Kinderkomparserie Mainfranken Theater Würzburg

** Bürgerchor des Mainfranken Theaters Würzburg

Regieassistenz und Abendspielleitung: Daniela Schwarz | **Dramaturgiehospitantz:** Julian Menninger; Katrin Brückner | **Bühnenbildassistenz:** Stella Kasperek | **Kostümbildassistenz:** Kristopher Kempf | **Soufflage:** Petra-Felicitas Vormwald | **Inspizienz:** Michael Gade

Technischer Leiter: Jochen Kuhn | **Bühnenmeister:** Gisbert Grünwald | **Beleuchtungsmeister:** Roger Vanoni | **Leiter der Kostümwerkstätten:** Götz Lanzelot Fischer | **Chefmaskenbildner:** Wolfgang Weber | **Leiter der Tonabteilung:** Volker Ulfig | **Chefrequisiteurin:** Cornelia Geißler | **Chefankleiderin:** Angela Soimu | **Produktionsleiter:** Marco Bauer | **Vorstand des Malersaals:** Michael Baum

Ein Gespräch mit Stephan Suschke und Momme Rührbein

Was waren Ihre ersten Gedanken, Ihre ersten Reaktionen zu „Die Hermannsschlacht“?

Suschke: Als ich das Stück das erste Mal gelesen habe, brauchte ich eine ganze Weile, um zu begreifen, worum es eigentlich geht. Der erste Zugang für mich war eine sehr zugreifende Strichfassung, die das begreiflich macht. Das konzentrierte sich auf die Frage: Wie schafft man es als Politiker, in diesem Fall Hermann, die Bevölkerung so zu manipulieren, dass sie das macht, was der Politiker möchte. Da fällt einem auf, wie prophetisch Kleist war: Er hat die Erstürmung des Senders Gleiwitz, den Auslöser des Zweiten Weltkrieges, 150 Jahre früher beschrieben: Deutsche erstürmen als polnische Soldaten verkleidet den Sender und liefern einen Kriegsgrund. Das Modell liefert Hermann, der meisterhaft in seiner Rhetorik ist und Leute dazu bringt etwas ganz anderes zu machen, als sie ursprünglich wollen.

Ist es für Sie ein Propagandastück?

Suschke: Es beschreibt, wie Propaganda funktioniert. Als Propagandastück ist alles missbrauchbar, wenn man es in den entsprechenden Rahmen stellt. Eines der erfolgreichsten Propagandastücke der letzten Jahre war Colin Powells Demonstration vor der UNO, in der er nachweist, dass sich Massenvernichtungswaffen im Irak befinden. Es wurde ohne Wagner und ohne Kleist gegeben, hat aber zu Milliarden Gewinnen geführt und zu einigen tausend Toten. Wenn man „Die Hermannsschlacht“ aufmerksam liest, wird doch schnell klar, dass Hermann nicht die große abendländische Lichtgestalt ist, die am deutschen Himmel erscheint, sondern ein Politiker, der mit sehr finsternen, manipulatorischen Mitteln agiert. Bei ihm heiligt der Zweck jedes Mittel. Dadurch kommt es dazu, dass irgendwann der Zweck hinter den Mitteln verschwindet – die eigentlichen Opfer der römischen Besatzung werden zu Tätern, die den eigentlichen Tätern in nichts mehr nachstehen.

Sie haben das Stück vom Teutoburger Wald in ein Schlachthaus verlegt. Wie sind Sie auf diesen Ort gekommen?

Rührbein: Ich war wirklich erstaunt, wie wahnsinnig brutal das Stück ist. Ich fand es auch sehr merkwürdig, wie man dieses Stück positiv, als Heldenepos spielen soll. Also, dass da wirklich die vergewaltigte Tochter vom eigenen Vater umgebracht wird und dass Hermann dann auch noch sagt: „Und jetzt schneidet sie in Stücke und verteilt sie an die Völker, damit sie sich wirklich aufregen und rebellieren.“

Wir haben angefangen mit einer schlichten Schräge und einem Metallrahmen und wollten das Stück eigentlich wie eine Parabel erzählen. Aber dann haben wir gemerkt, dass es doch ganz sinnvoll wäre, wenn wir einen etwas realistischeren Raum finden würden. Ich bin seit frühester Kindheit ein großer Freund von Industrieanlagen und finde diese auch sehr romantisch. Da hat mir dann das Bild von dem verfallenen Schlachthof sehr gut gefallen. Die Strategien, die in dem Stück beschrieben werden, funktionieren ja nicht nur in der Römerzeit

oder in der Kleistzeit, sondern gelten genauso heute. Und dass man diese auflädt mit verschiedenen Zeiten, finde ich gut. So sieht man, dass es nicht nur exemplarisch damals war, sondern dass es genauso gut auch heute passieren könnte beziehungsweise passiert es auch heute. Ob es sich dabei nun um den Jugoslawienkrieg handelt oder um das, was in Syrien geschieht, diese Mechanismen bleiben ja die gleichen.

In welchem Verhältnis steht denn der kleistsche Text zu dem Zwischenspiel von Lothar Trolle?

Suschke: Momme Röhrbein hat während der Vorbereitung immer wieder nach diesem Verhältnis gefragt. Also musste ich mich damit zwangsläufig beschäftigen. Da ist mir aufgefallen, dass „Die Hermannsschlacht“ eigentlich eine Maschine ist – eine Kleistmaschine. Jeder Schritt führt weiter in den Untergang. Als ob ein Stier in einen Schlachthof getrieben wird. Mit dem ersten Schritt ist klar, was am Ende rauskommt: Büchsenfleisch! So ist das Stück gebaut. Es hat eine fast tödliche Mechanik. Gegenüber dieser Maschine ist Trolle beinahe privat. In der „Hermannsschlacht“ kreisen die Figuren maschinenhaft um Hermann, sind ihm zugeordnet, funktionieren. Demgegenüber werden bei Trolle Figuren beschrieben, die so was wie eine Individualität haben. Im Kleiststück wird die Individualität, wenn es überhaupt eine gibt, zum Beispiel bei Thusnelda, durch Hermann zerstört. Es gibt kaum individuellen Physiognomien und wenn, werden diese zerstört. Bei Trolle gibt es Leute, die auch Biographien haben, beziehungsweise die man zumindest erahnen kann.

Röhrbein: Ein bisschen ist es so, dass das Stück von Kleist die Mechanik des Krieges und des Machterhaltes beschreibt. Oder: Wie steuert man einen Krieg? Das von Trolle ist: Wie erlebt man einen Krieg? Also nicht die Machthaber, sondern wie die Zivilbevölkerung und die Soldaten das erleben. Das ist eine andere Realität als diese Machthaberei mit der Hermann sich beschäftigt.

Suschke: Der eben alles nur als Mittel zum Zweck betrachtet. Bei Trolle hingegen bekommen die Figuren eine eigene Sprache. Ihnen wird ihre Biographie zurückgegeben, die in dem Kleiststück verloren gegangen ist. Sie werden unkenntlich. Das war auch einer der Gründe, warum es so einfach war, die Fürsten, die am Anfang ja auch für das Militär stehen, und das Volk, zu einem Chor zu machen. Zwar nicht zu einem Chor im klassischen Sinn, der vor allem eine Erzählfunktion hat, sondern zu einem handelnden Chor. Weil diese Figuren so gesichtslos sind, fast ununterscheidbar, war es leicht, sie umzufunktionieren. Ein Vorgang, wie er im Stück durch Hermann permanent stattfindet. Jeder Fehler, jede menschliche Schwäche wird in das System „Hermannsschlacht“ eingebaut.

Was würden Sie auf die Frage, warum Sie dieses Stück modern inszenieren, antworten?

Röhrbein: Weil das, was da verhandelt wird, einfach zeitlos ist. Man rückt es natürlich sehr

weit weg, wenn man behauptet, es ist die Römerzeit. Wobei ich am Anfang große Lust dazu gehabt hätte, das alles in Bärenfellen zu spielen. Aber dann landet man eben auch ganz schnell auf so einer Märchenebene. Und diese Brutalität, die da gezeigt wird, muss einen schon berühren. Und das ist natürlich schwierig, wenn es so ganz weit weg ist. Und ich finde es schon wichtig zu sagen, dass es nicht nur eine Geschichte aus einer fernen Märchenwelt ist. Sondern dass das etwas ist, was heute auch noch ganz real praktiziert wird.

Suschke: Kleist hat das Stück 1808 geschrieben. Schon da gab es eine Zeit der Erfahrung, die zwischen der Zeit der Varusschlacht und der Zeit von Kleist liegt. Es war also kein Stück mehr über die Zeit von 9 nach Christus, sondern ein Stück über fast zweitausend Jahre Politik und Gewalt, in der logischerweise auch Kleists Zeit aufscheint. Die zweihundert Jahre, die seitdem vergangen sind, haben das Stück weiter aufgeladen. Darauf kann man nicht verzichten, weil man sonst geschichtslos agieren würde. Im Übrigen würden die meisten Leute in Gelächter ausbrechen, wenn wir versuchen würden, die Schlacht im Teutoburger Wald nachzubauen.

Röhrbein: Aber das machen wir demnächst im Freilicht!

„Ein Gespräch mit... Lothar Trolle“

Der Regisseur Stephan Suschke hatte Sie gebeten, zu seiner Inszenierung der „Hermannsschlacht“ einen Text zu schreiben. Was waren Ihre ersten Reaktionen, Ihre ersten Gedanken, gegenüber dem kleistschen und einem möglichen eigenem Text?

„Die Hermannsschlacht“ war von allen Stücken Kleists das mir am fremdeste. Für mich war „Hermannsschlacht“ immer ein raffiniert gebautes Propagandastück mit einem miefigen Nationalismus. Dagegen steht aber natürlich die Sprache des Stückes, die wie immer bei Kleist, von einer ganz eigenen Schönheit ist und die den Rahmen „Propagandastück“ total sprengt und einen sofort in den Bann zieht. Und es wäre natürlich völlig vermessen, bei einer möglichen Bearbeitung Kleist zu ergänzen oder gar noch zu verbessern. Eine Bearbeitung konnte meines Erachtens nur darin bestehen, dass man sein Verhältnis zu dem kleistschen Text zeigt.

Ihr "Würzburger Zwischenspiel" besteht aus verschiedenen Geschichten, die im 20. und 21. Jahrhundert spielen und die Sie der „Hermannsschlacht“ gegenüber stellen. Wie haben Sie diese Geschichten ausgewählt?

„Die Hermannsschlacht“ ist doch auch ein Stück darüber, was Krieg aus Menschen macht, und wenn man von Krieg redet, muss man in Deutschland natürlich zuerst vom Zweiten Weltkrieg reden. Mit dessen Folgen wird man noch heute tagtäglich konfrontiert, sei es nur als eine Baulücke drei Häuser weiter und, was nun wirklich bedrückend ist, mit all den Plattenbausiedlungen. Und davon die Hauptverursacher waren ja nun leider die Väter und Vätersväter zumindest unserer Generation, die wollten ja nicht mit dem Rest der Welt in Frieden leben, die sind ja großklappig in die Welt gezogen, um die zu erobern. Und es gibt nun reichlich Dokumente, in denen überliefert ist, was diese Haltung aus Menschen gemacht hat. Ich erinnere nur an die wunderbare Anthologie „Kriegsbriefe gefallener Studenten“.

Ein Großteil Ihres Zwischenspiels befasst sich mit den konkreten Erfahrungen deutscher Soldaten und der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg. Was hat Sie an dieser Verbindung von „Hermannsschlacht“ und des Nationalsozialismus interessiert?

Mit Nationalsozialismus hat die „Hermannsschlacht“ ja eigentlich wenig zu tun. Nationalsozialismus ist ja eher eine Verballhornung des Begriffs Sozialismus und hat so wenig oder so viel mit Sozialismus zu tun wie Volksgemeinschaft, KdF, Mütterkreuz oder Allgemeine Suppenküche. Und den Begriff Krieg versuchten die Nazis ja tunlichst zu vermeiden, sie redeten ja lieber vom Endsieg.

Warum haben Sie sich entschlossen, "Die Hermannsschlacht" mit dem Zwischenspiel in die jüngere deutsche Geschichte und Gegenwart zu holen?

Das Problem ist doch, dass Krieg aus Tätern bald Opfer macht. Selbst die seelische Verrohung, dieser Verlust an Menschlichkeit, die sich in all den oben genannten Dokumenten manifestierte, ist ja für den Betroffenen, der diese Verluste erleidet, schlimmer, als die Zerstörung seiner Städte. Frappierend an all diesen Briefen, Tonbandprotokollen usw. war für mich die Sprache, in der sich diese Asozialität äußerte, die nichts zu tun hat mit Dialekt und sich nicht unterscheidet von der Sprache heutiger Asozialität. So hat man manchmal den Eindruck, sie ist ihr historischer Vorgänger, was ja nichts anderes heißt, als dass das, was damals im Krieg erlebt wurde, heute seine Fortsetzung findet in den Städten, zumindest in deren Vorstädten und nicht etwa nur in Plattenbausiedlungen. Krieg ist ja auch nicht nur eine mögliche Option, sondern findet ja auch heute wieder einige Flugstunden entfernt statt. Und besser man weiß vorher, was einen so erwartet. Und wie heißt es doch bei Nietzsche: „Es ist die Zukunft, die unserm Heute die Regel gibt.“